

Heilpädagogik als Kultur – Zur Kultur der Heilpädagogik

Prof. Dr. Heinrich Greving

1. Ein Impuls zu Beginn

Christian Mürner gibt in der Januarausgabe der „Schweizerischen Zeitschrift für Heilpädagogik“ zwei Zeitungsnotizen wieder, welche m.E. recht deutlich auf die Kultur des Umgangs, bzw. des Umgehens mit Menschen mit Behinderungen verweisen (vgl.: Mürner, 2011, 5-9):

„Am 25. November 2009 erschien eine Notiz der Deutschen Presseagentur, die die Frankfurter Rundschau offenbar unbearbeitet übernahm. Wenn man nur auf den Titel schaute, hatte man nicht den Eindruck, dass es um das Thema Menschen mit Behinderung ging. *Angeschossenem Bären geht es besser.* Der Berner Bär Finn ist vermutlich ausser Lebensgefahr, wie der Schweizer Tierpark Dählhölzli mitteilt. Das Tier war am Samstag angeschossen worden, nachdem es einen Besucher angegriffen hatte. Der offenbar geistig behinderte Mann war in das Bärengehege gesprungen. Polizisten schossen auf den Bären. Der verletzte 25-jährige ist laut Kantonspolizei noch in der Klinik.’...Die Neue Zürcher Zeitung berichtete dann am 29. November 2009: *Finn ist auf dem Weg der Besserung.* Der Bär Finn im neunten Berner Bärenpark ist laut dem Direktor Bernd Schildger auf dem Weg der Besserung. Das Tier müsse voraussichtlich nicht operiert werden. Allerdings erhält Finn weiterhin Schmerzmittel und Antibiotika. Finn habe aber einen Bärenhunger gezeigt und lahme fast nicht. Ein Polizist hatte am Samstag einen Schuss auf Finn abgeben müssen, weil ein geistig behinderter Mann zum Bären ins Gehege gestiegen war und Finn den Mann angriff. Die Berner Gemeinde Köniz teilte mit, dieser 25-jährige Mann werde seit einigen Jahren durch die Amtsvormundschaft Köniz betreut. Er habe weder als selbst- noch als fremdgefährdend gegolten. Deshalb habe es keinen Grund gegeben, die Bewegungsfreiheit des geistig behinderten Mannes einzuschränken oder ihn zu begleiten.’“ (Mürner, 2011, 6)

Welche Bilder werden durch diese Zeitungsartikel zu dem 25-jährigen Mann vermittelt?

Welche Bilder zu dem Bären?

Welchem der Protagonisten (Mann oder Bär) fühlt man sich als Leser spontan eher verbunden?

Welchem der Protagonisten (Mann oder Bär) kommt mehr Raum und Relevanz in den Darstellungen zu?

Von wem erfährt man, durch welche Beschreibungen, mehr – und warum ist das so?

2. Grundlegung – oder ein a priori zu Kultur und Wirklichkeit

Zu Beginn sollen einige grundlegende Äußerungen in das Verständnis von Kultur und Wirklichkeit einführen. Relevant ist in einem ersten Schritt, das Kultur in jedem Fall die verbindende und vernetzende Beziehung von Menschen in der Wirklichkeit ist:

„Kultur“ ist ein sehr abstrakter Begriff mit zahlreichen Bedeutungen. Deshalb ist eine Auseinandersetzung über seine Inhalte nur möglich, wenn klargestellt wird, was jeweils unter „Kultur“ verstanden wird. Das ist die Voraussetzung für Handlungen, die von Kultur schaffenden und Kultur verändernden Menschen erwartet oder gar verlangt werden. Vom Standpunkt der (heil-)pädagogischen Wissenschaft ist die Kommunikation zwischen den Menschen der entscheidende Messwert für jedwede Kultur (Kommunikation erscheint somit in einem ersten Schritt als Referenzpunkt). Zugleich ist die Kommunikation der Maßstab dafür, ob und wie sich Kultur als humanistische Lebensweise verwirklicht (Kommunikation erscheint folglich in einem zweiten Schritt als Realisationspunkt). Kommunikation steht des Weiteren für den Austausch zwischen Menschen, die nicht einseitig nur die Rolle des Senders und Empfängers spielen, sondern einen Rollenaustausch praktizieren. Dabei bedeutet Kommunikation weit mehr, als sprachlichen Kontakt zu pflegen: Sie bedeutet Verständigung, Umgang miteinander und drückt eine Beziehung und Verbindung zwischen den Personen aus, verbal und nonverbal.

Kulturrelevante Handlungen sind somit ohne Kommunikation nicht möglich. Alle Formen von Kultur verlangen Kommunikation und entstehen aus ihr: Institutionen, Organisationen, Familien. Auch Länder und Landstriche sind als

Kulturräume von kommunizierenden Menschen gestaltet worden. Nur so entstehen z.B. Sprachräume, entwickeln sich Gebiete mit gemeinsamer Muttersprache. Kommunikation ist die Bedingung für jede Lebenskultur, Streitkultur, „Leit“-kultur, für den Kampf der Kulturen usw. Kommunikation ist die Potenz der Kultur und schafft Identität(en) unter den Kulturangehörigen, sie ist ihr Echtheitssiegel für Dazugehörigkeit. Eben deshalb können Kulturen einschließen und ausgrenzen, sind subjektiv und objektiv beschreib- und lebbar.

Ein erstes Fazit könnte wie folgt lauten: Kultur ist dem Menschen nicht äußerlich. Sie ist ebenso jeder einzelnen Person wie allen Menschen eigen, zugehörig und charakteristisch. Sie ist zudem ein fortwährender und nachhaltiger Umschmelzungsprozess, durch den Formen, Inhalte und damit auch Werte verändert werden. Kultur ist dynamisch und mit innewohnender Widersprüchlichkeit. Sie verlangt Entwicklungen und Veränderungen und bringt sie ständig aufs Neue hervor. In allen Kulturen wird das spannungsreiche Verhältnis zwischen Eigenständigkeit und das auf Andere und die Umwelt Angewiesensein, das Verwiesensein, immer wieder neu definiert.

3. Thesen zu Kultur, Behinderung und Praxis

These 1: Jeder Einzelne ist „Kulturträger“. Die Bedeutung der subjektiven Kultur für Wissenschaft, Politik und Praxis.

Einen Perspektivwechsel haben die „Disability Studies“ (Studien zur Behinderung) schon seit den 1980er Jahren gewagt: Dieses noch junge wissenschaftliche Vorgehen unterstellt, dass die Probleme, die den Menschen mit Behinderungen entstehen, nicht vorrangig in ihrer persönlichen Beeinträchtigung liegen. Vielmehr sind es die kulturellen Bedingungen, die ihnen den Zugang zur Kultur erschweren. Die gleichberechtigte Teilhabe an der gemeinsamen Kultur wird durch kulturell geschaffene Barrieren verhindert: ideelle Barrieren wie Vorurteile, Intoleranz und Rücksichtslosigkeit ebenso wie alle möglichen materiellen Barrieren wie bauliche Unzugänglichkeiten und mobilitätsbeschränkende Infrastrukturen. Die „Disability Studies“ betonen die Eigenständigkeit und Eigenheit der Person, geben ihr einen herausragenden kulturellen Rang: Der einzelne Mensch, das Subjekt, formuliert seinen Kulturanspruch, verlangt nach einer subjektiven Kultur und stellt sie der

allgemeinen gegenüber: Das ist mein Leben! Ich habe nur dieses. Warum sollte ich ein anderer sein?

Die (Heil-)Pädagogik erkennt innerhalb einer humanen Zivilisation zwei relevante gleichberechtigte Kulturen an: die subjektive und die objektive. Träger der subjektiven Kultur ist das Ich jeder einzelnen Person. Träger der objektiven Kultur ist das Gegenüber des Individuums – Personen, Gemeinschaften und deren Organisationsformen genauso wie materielle und immaterielle Werke, Dinge und Werte. Nicht selten stehen subjektive und objektive Kultur im Widerstreit oder Widerspruch zueinander, z.B. Achtung der individuellen Existenz gegenüber der medizinisch-technischen Ethik des Heilens.

These 2: Die Teilhabe am kulturellen Leben bedeutet eine uneingeschränkte und grundsätzlich autonom gestaltete Gleichberechtigung

Das UNO-Übereinkommen über die Rechte behinderter Menschen ist das zur Zeit fortschrittlichste Rechtsdokument, mit dem ganz prinzipiell und in jedem konkreten Lebensbereich einer Person mit Behinderung soziale Gleichberechtigung hergestellt, gesellschaftlich gelebt, zukünftig sichergestellt und gefördert werden soll. Das herausragend Fortschrittliche an dieser UNO-Rechtsgrundlage ist die verbindliche Auflage an alle rechtlich Verpflichteten, in jedem einzelnen gesellschaftlichen Bereich die Bedingungen, Möglichkeiten, Mittel und Wege zu schaffen, zu sichern und weiterzuentwickeln, damit die UNO-Vorschriften im Alltagsleben verwirklicht und bindend werden können.

These 3: Die Einbeziehung ins Kulturleben verlangt immer die Auseinandersetzung mit der eigenen Kultur.

Die Ausdrücke „Kultur“ und „kulturelles Leben“ sind nur auf den ersten Blick leicht verständlich. Denn sie haben viele verschiedene Bedeutungen, die sich ergänzen und in einem Wechselverhältnis zueinander stehen. Fünf Inhalte sind von besonderem Belang:

- Im weitesten Sinne wird unter „Kultur“ alles das verstanden, was die Menschheit selbst entwickelt, erarbeitet und gestaltet hat, also all das, was

durch ihre ebenso konstruktive wie destruktive, ihre schöpferische, körperliche und geistige Kraft und Fähigkeit entsteht.

- „Kulturelles Leben“ ist im gesellschaftlichen Verständnis auch die jeweilige Lebensart sozialer Gruppen innerhalb einer Gemeinschaft, ihr Anteil an Macht und Herrschaft, deren Ausübung und Absicherung oder als Folge davon die Abhängigkeit, Unfreiheit und Untergebenheit anderer. Zu diesem Sinn von Kultur gehören kulturelle Werte wie Gerechtigkeit und Gleichberechtigung.
- Kultur ist ferner mündlich oder schriftlich überlieferte, bereitgestellte und dienliche Menschheitsgeschichte. Sie äußert sich besonders ausgeprägt in Gewohnheiten, Sitten, Bräuchen und Traditionen.
- Zum kulturellen Leben gehört unabdingbar der Lebensraum im wörtlichen wie im übertragenen Sinne. Menschen mit Behinderungen etwa haben in der Geschichte bis heute ganz eigenartige Erfahrungen damit gemacht: Jahrhunderte lang blieben ihnen viele Räume verschlossen, die Kirchen etwa oder die Kunsthallen. Andererseits wurden ihnen eigene Räume zugewiesen, oft von der Außenwelt abgeschiedene und abgeschlossene wie die früheren Narrenhäuser, Anstalten und Gefängnisse.
- Schließlich hat „Kultur“ auch sehr enggefasste Bedeutungen. Darunter wird z.B. die bildende Kunst, Musik und Literatur von sozialen Schichten verstanden, die sich als kulturelle Elite begreifen. Davon wird die sogenannte Massenkultur unterschieden, die von der Kulturindustrie bedient, stimuliert oder erzeugt wird. Kultur im engeren Sinne schließt das Freizeitverhalten mit ein, den Sport, die Mode, das Konsum- und Kaufverhalten.

These 4: Es muss sich eine „Kultur des Unterschieds und der Vielfalt“ entwickeln.

In jeder Kultur wurden und werden Maßstäbe und Normen entwickelt, um die in ihr lebenden und ihr angehörenden Menschen zu beurteilen (s.o.). Dem Urteil folgen Maßnahmen, um davon abweichende Personen anzupassen, zu standardisieren, zu normalisieren oder auch zu verdrängen, auszuschließen und -

nicht selten in unserer Geschichte – zu beseitigen. Gesellschaftliche Anpassungsprozesse sind aber durchaus nicht nur negativ zu sehen und als erzwungene Einordnung, Unterordnung und Gleichmacherei zu verstehen. Sie sind unverzichtbar, denn sie schaffen eine Gruppen- und Zugehörigkeitsidentität und können auch Selbstbewusstsein und Selbstsicherheit bei den einzelnen Personen fördern. Um eine neue kulturelle Grundlage des Zusammenlebens z.B. im Wirtschaftsleben praktikabel zu machen, wurde das „Diversity Management“ entwickelt. Auf Deutsch: „Die soziale Vielfalt anerkennen und nutzbringend wirken lassen.“ Ein solches Leitungsprinzip erfordert und befördert eine neue Unternehmenskultur: soziale Diskriminierungen sind verpönt, Minderheiten wesentlicher und untrennbarer Teil des Ganzen, Gleichberechtigung wird durch Chancengleichheit vorangebracht usw.

4. Konsequenzen für das heilpädagogische Handeln

Auf dem bis hierher geschilderten Hintergrund sollen nun kurz einige Konsequenzen für die Heilpädagogik, bzw. für das heilpädagogische Handeln benannt werden:

- 1. Zentral ist die Notwendigkeit der Entwicklung einer humanen Praxis: pädagogisches Handeln auf dem Hintergrund einer Sprachenvielfalt und kompetenten Übersetzern.

Jede Person entwickelt im Verlauf ihres Lebens früher oder später ein Ich-Gefühl und eine Vertrautheit mit sich selbst. Je intensiver sie sich als handelnde und erlebende Person empfinden und erkennen kann, umso stärker entwickelt sich das Selbstbewusstsein. So entsteht ein ganz persönliches kulturelles System mit einem stabilen Mittelpunkt: *ICH* selbst bin der Mittelpunkt. Hinter dieser schlichten Erkenntnis steht eine komplizierte wissenschaftliche Lehre – die Lehre vom Selbstmodell. Jede Person besitzt eine Ich-Perspektive, eine Erste-Person-Perspektive. Zugleich ist sie eingebettet in eine konkrete (Um-)Welt. Zu ihr werden Kontakte aufgenommen und müssen zur Existenzsicherung aufgenommen werden. Sie müssen sich entfalten, verbreitern und intensivieren, soll der Mensch sein Ich, sein Selbstbewusstsein, seine Selbständigkeit und seine Autonomie entwickeln. Das verlangt nach Kontaktbereitschaft,

Kontaktaufnahme und Kontaktpflege durch die Umwelt. Bedingung dafür die eine Kultur der Akzeptanz. Die hat sich in der deutschen Geschichte nur sehr langsam und mit abgründtiefen Niederlagen entwickelt.

Eine solche humane Kultur ist nicht abstrakt, sondern verwirklicht sich „ganz nahe am Menschen“. Die (Heil-)Pädagogik hat dafür den Begriff „Mikrologie“ übernommen und verwendet ihn, um die notwendige Nähe zwischen Menschen zu verdeutlichen: In den kleinsten Elementen menschlicher Handlungen wirken und verwirklichen sich humane Beziehungen und seien sie noch so flüchtig und kurz: ein warmer gesprochener Ton, ein freundlicher Blickkontakt, eine wohlwollende Geste, eine vertrauensvolle Berührung usw. Damit knüpft sie durchaus an der frühen historischen Bedeutung an: Wahrnehmung und Wertschätzung der „kleinen Dinge“. Und doch sind solche selbstverständlich scheinenden Handlungen alles andere als selbstverständlich. Sie konnten und können sich nur in einem kulturellen Raum entwickeln, in dem solche humanen Beziehungen zwischen den Handelnden gewollt und allgemein anerkannt sind. Die vorherrschende Kultur im Umgang der Menschen miteinander muss sich um diese mikrologische Perspektive erweitern. Dieser schon jahrhundertlang anhaltende Entwicklungsvorgang kommt in der Sprache besonders zum Ausdruck. Dieses wird an wenigen Fragen deutlich: Werden Menschen mit Behinderungen überhaupt angesprochen? Werden sie in ein Gespräch einbezogen? Wird eine verständliche Sprache gewählt? Lassen Sprechausdruck, Stimmgebung, Aussprache, Sprachmelodie usw. eine Verständigung überhaupt zu?

2. „Universelles Design“ und „zugängliches Format“

Die Rechtsvorschriften im UNO-Übereinkommen verlangen „ein universelles Design“ (Art. 2) und „ein zugängliches Format“ (u.a. Art. 30), damit Menschen mit Behinderungen von vornherein günstige, also für sie einschränkungslos nutzbare Bedingungen vorfinden. Im deutschen Text des UNO-Übereinkommens wurden diese beiden Formulierungen – universelles Design und zugängliches Format – aus dem englischen Originaltext übernommen. Dort heißt es: „[...] *to promote universal design in the development of standards and guidelines [...]*“ und „*accessible formats*“. In ein klareres Deutsch übersetzt bedeutet „universelles Design“ soviel wie „allgemeine Ausgestaltung“,

„allgemeingültige Bedingungen“, „angemessene Voraussetzungen“ und „grundsätzliche Zugänglichkeit“. Mit der Formulierung „zugängliches Format“ ist Ähnliches gemeint. Sie kann übersetzt werden mit „verständliche Aufbereitung“, „ansprechende Aufmachung“, „zugängliche Ausführung“ und „wirkungsvolle Gestalt“. Immer geht es darum, dass Menschen mit Behinderungen die ihnen angemessenen und angepassten Bedingungen schon vorfinden und sie nicht erst einfordern und durchsetzen müssen. Die sinnverwandten und doch vieldeutigen Ausdrücke in der deutschen Sprache sind es wohl, die dazu geführt haben, sich im deutschen UNO-Text auf die nahezu wörtliche Übernahme der englischen Ausdrücke „Design“ und „Format“ zu einigen.

3. Das konkrete heilpädagogische Handeln muss eine kulturelle Dynamik wahrnehmen, entwickeln und reflektieren.

Im Artikel 30 „Teilhabe am kulturellen Leben sowie an Erholung, Freizeit und Sport“ des UNO-Übereinkommens gibt es eine lange Aufgabenliste für die Regierungen der beigetretenen Staaten, was für die Menschen mit Behinderungen und mit ihnen gemeinsam zu tun und zu erreichen ist, u.a.

- Zugang zu kulturellem Material in zugänglichen Formaten,
- Zugang zu Fernsehprogrammen, Filmen, Theatervorstellungen und anderen kulturellen Aktivitäten in zugänglichen Formaten,
- Zugang zu Orten kultureller Darbietungen oder Dienstleistungen, zu Theatern, Museen, Kinos, Bibliotheken und Tourismusdiensten, zu Denkmälern und Stätten von nationaler kultureller Bedeutung.

Neben diesen kulturellen Konsumangeboten verlangt das UNO-Übereinkommen zugleich, dass Menschen mit Behinderungen die Möglichkeiten haben müssen, ihr eigenen kreativen, künstlerischen und intellektuellen Fähigkeiten zu entfalten und zu nutzen. Besonders wird betont, dass das nicht nur im stillen Kämmerlein geschehen soll, also nicht nur für den betreffenden Menschen selbst, „sondern auch zur Bereicherung der Gesellschaft“.

5. Abschließende Zusammenfassungen

- Heilpädagogik sollte sich mehr und mehr als Kulturwissenschaft begreifen.
- Hierbei und hierin hat sie einen Beitrag zur Fundierung und zum Erhalt der Humanität der Kultur (und der Kulturen) zu leisten.
- Somit fordert und gestaltet sie immer eine Kultur der Vielfalt...
- ...und wendet sich gegen Kulturen des Ausschlusses.
- Hierbei hat sie ein (meta-)theoretisches Verständnis von Inklusion und Exklusion zu entwickeln, welches über unpolitische Banalisierungen hinausgeht.
- Eine heilpädagogische Kultur, bzw. eine Kulturwissenschaft „Heilpädagogik“ setzt sich somit mit der Gesamtheit gesellschaftlicher Institutionen, kollektiver Handlungen und symbolischer Formen auseinander, die die „Natur“ in einen sozialen Lebensraum umformen und mit Sinn versehen.
- Als Kulturwissenschaft untersucht die Heilpädagogik z.B. wie historisch sich wandelnde Gesellschaften Vorstellungen und Deutungsmuster von und institutionalisierte Umgangsformen mit „Behinderungen“ hervorbringen (und semiotisch ver-ankern).
- Relevante Themen hierbei sind:
 - die Zeichen und Gesten der Heilpädagogik (z.B. in der Thematisierung der Körperlichkeit und Leiblichkeit),
 - ihre sprachlichen Spezifizierungen (z.B. Normalisierung, Integration, Inklusion, Exklusion, Behinderung etc.),
 - ihr Ein- und Ausgespanntsein zwischen gesellschaftlichen Machtmechanismen und Trends (wie z.B. der Ökonomisierung und Medizinierung).
- Letztlich münden diese Aussagen in der Forderung einer Professionalisierung der Heilpädagogik, welche sich ihres kulturwissenschaftlichen Bezuges bewusst sein und diesen prägen und gestalten muss.

Literatur

- Dederich, M./Greving, H./Mürner, Chr./Rödler, P. (Hrsg.); Heilpädagogik als Kulturwissenschaft. Menschen zwischen Medizin und Ökonomie; Gießen, 2009
- Dederich, Markus: Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies. Transcript Verlag, Bielefeld, 2007
- Dederich, M./Greving, H./Mürner, Chr./Rödler, P. (Hrsg.); Inklusion statt Integration? Heilpädagogik als Kulturtechnik; Gießen, 2006
- Greving, Heinrich: Heilpädagogische Organisationen. Eine Grundlegung. Lambertus-Verlag, Freiburg i.Br., 2000
- Greving, Heinrich/Ondracek, Petr: Heilpädagogisches Denken und Handeln. Eine Einführung in die Didaktik und Methodik der Heilpädagogik, Kohlhammer-Verlag, Stuttgart, 2009
- Mürner, Christian: Perspektivendifferenz. Ist es normal, verschieden zu sein? In: Schweizerische Zeitschrift für Heilpädagogik, 1/2011, 5-9
- Mürner, Christian: Medien- und Kulturgeschichte behinderter Menschen. Sensationslust und Selbstbestimmung. Beltz-Verlag, Weinheim, 2003
- Mürner, Christian: Zeichen; in: Greving, Heinrich (Hrsg.); Kompendium der Heilpädagogik, Bd. 2, Bildungsverlag EINS, Troisdorf, 2007, 346-353